

Aus dem Zeitalter der Renaissance

Autor(en): **Müller, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Monatsschrift : Organ des Vereins kath. Lehrer und Schulmänner**

Band (Jahr): **1 (1893)**

Heft 7

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-525615>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

darstellt. So drückt z unser *ß* aus, z. B. *maze* = Maß, *schuz* = Schuß, *snewiz* = schneeweiß. Letzteres Beispiel zeigt überdies sehr anschaulich die vorteilhafte Kürze der mittelalterlichen Form gegenüber der Buchstabenhäufung der heutigen Schreibweise.

Wir haben damit den Gegenstand keineswegs erschöpft, aber dennoch genug gesagt, um im Interesse der Kinder, der Lehrer und der deutschen Sprache überhaupt sehnsüchtig zu wünschen, jene Zeit möchte nicht zu fern sein, welche uns diese einfache, leichte, an Regeln arme, aber an Schönheit reiche Schreibung des Mittelalters wieder bringen soll. Allein die Zeiten des späteren Mittelalters bis hinan an unser Jahrhundert haben einen solchen Zerfall und eine so große Zerfahrenheit auf dem Gebiete der Orthographie gezeitigt, daß nur eine langsame, planmäßige, schrittweise Rückkehr zur alten Einfachheit möglich ist. Man hat das Mittelalter dreihundert Jahre lang unsäglich verläumdete und verlästert. Und doch wird nur die Rückkehr zum Mittelalter wie in Kunst und manchen Wissenschaften, so in Schrift und Schreibung eine befriedigende Reform zustande bringen. Die größte Schwierigkeit gegenüber jeder Reform ist und bleibt aber die Meinung der meisten Menschen, was sie thun und üben sei das beste, nach Freidanks Versen

Es dunket manigen tumben man
die kunst die beste, die er kan.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Zeitalter der Renaissance.

(Von Prof. R. Müller, Zug.)

I.

Einer der tiefgreifendsten Faktoren im geistigen Leben der Übergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit war der Aufschwung, den das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker damals nahm. Jene Zeit hat daher geradezu den Namen der Renaissance oder der Wiedergeburt des klassischen Altertums erhalten. Man nannte sie wohl auch die Zeit des Humanismus, indem man bei den Alten das zu finden suchte, was zur reinen, vollen Menschlichkeit gehört. Beide Namen drücken einen wahren und berechtigten Gedanken aus, und darum vermochte die geistige Strömung, welche damit bezeichnet wird, einen so bezaubernden Einfluß auszuüben. Aber mit der Wahrheit mischten sich auch vielfach die Schlacken des Irrtums; darum barg und birgt die Renaissance oder der Humanismus große Gefahren in sich.

Die klassischen Studien fanden in allen christlichen Jahrhunderten ihre Pflege. Im Mittelalter las und studierte man die Alten eifrig. Alkuin, der Freund Karls des Großen, Scotus Erigena, die Nonne von Hroswitha, Thomas von Aquin, Heinrich von Gent, Albert der Große, Roger Bacon

und viele andere legen durch ihre Schriften Zeugnis davon ab. Auf die Gesamtentwicklung war namentlich das Studium des Aristoteles von so tiefgreifendem Einfluß, daß man die Scholastiker sogar des Servilismus gegen den griechischen „Philosophen“ beschuldigte. Das ist nun freilich eine Fabel alter Unwissenheit, wie Ritter sagt¹⁾; aber sie zeigt, daß die Mönche des Mittelalters nicht so beschränkt waren, daß sie nicht gewußt hätten, „was das Sinnen und Trachten der Alten, wie ihr Leben eingerichtet und ihre Politik beschaffen war.“²⁾ Was die Kirchenväter, ein hl. Augustin, ein Gregor von Nazianz, ein Basilius der Große und andere zur Empfehlung der klassischen Studien geschrieben, war nicht vergessen und es ist unrichtig, wenn Jakob Bächtold behauptet, die Kirche habe die Werke des Altertums zu unterdrücken gesucht,³⁾ da wir doch vielmehr ihr die Erhaltung derselben verdanken.

Auch in den Schriften der Heiden sind viele gesunde Kräfte verborgen, welche zur idealen, religiösen und sittlichen Ausbildung um so trefflicher sich eignen, je besser sie es verstehen, mit der Wahrheit und Tiefe des Gedankens eine hinreißende Eleganz und Schönheit der Form zu verbinden. Das Licht der Vernunft, welches dem Heiden leuchtete, und das Licht des Glaubens, welches darüber hinaus dem Christen gegeben ist, sind wohl Strahlen von verschiedener Leuchtkraft, aber beide entspringen einer und derselben Sonne ewiger Wahrheit: sie kommen von Gott. Darum kann zwischen Vernunft und Glauben, zwischen den sichern Forschungsergebnissen des Heiden und den Glaubenssätzen des Christen ein wahrer und sachlicher Widerspruch nicht vorkommen. Warum sollte der Christ das Wahre, Schöne und Gute nicht auch beim Heiden voll und ganz, neidlos und freudig anerkennen, weiß er doch, daß jede gute Gabe vom Vater der Lichter kommt und daß ihm viel reichere Schätze von reinerem Glanze sind anvertraut worden! Was die ernste Geistesarbeit der alten Klassiker gefunden, kann darum dem Christen nicht gleichgiltig sein, sondern hat Anspruch auf das volle Interesse und das Mitgefühl seines allumfassenden Herzens. Wo er die Heidenwelt in der Nacht des Irrtums und des Verderbnisses begraben sieht, da bedauert er den tiefen Fall des Menschengeschlechtes und bewundernd dankt er der göttlichen Güte, welche durch ihre Offenbarung den lichten Pfad und den sichern Ausgang aus dem Labyrinth finden läßt. Das wahrhaft Edle und Gute in der Heidenwelt kann nur dazu dienen, die christliche Wahrheit zu bestätigen, zu beleuchten, uns menschlich näher zu bringen und lieber zu machen. Die Alten haben es in hohem Grade verstanden, angemessen, mit Geist und Kraft, bald schlicht und klar, bald groß-

¹⁾ Geschichte der Philosophie VII. Bd. Einleitung, citiert bei Dr. M. Schneid: Aristoteles in der Scholastik.

²⁾ Dr. Grupp, System und Geschichte der Kultur II. Bd. S. 323.

³⁾ Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. S. 223.

artig und ergreifend zu sprechen; über ihre Geisteswerke ist der Schimmer der Eleganz und Schönheit in reicher Fülle ausgegossen. Im Kulturleben des Altertums kommen freilich dunkle, sehr dunkle Schatten vor und an ihrer eigenen inneren Gehaltlosigkeit ist schließlich die alte Welt zu Grunde gegangen. Das darf nicht übersehen werden. Aber jene edlen Seiten in den Schriftwerken der Alten sind trefflich geeignet, den Verstand zu schärfen, das Gedächtnis mit Wahrheit zu bereichern, den Willen zu stählen, die Phantasie zu beleben und das Gemüt zu entflammen. Und so sind und waren die alten Klassiker von jeher ein Mittel, um „allgemeine Bildung“ zu erzeugen, wie es trefflicher nicht gefunden werden kann.

Das christliche Mittelalter studierte die Alten. Auf die schöne Form der heidnischen Schriftwerke achtete es indessen weniger als auf ihren Inhalt. Der Grund dieser Erscheinung dürfte in der doppelten, ungemein wichtigen und grundlegenden Aufgabe zu suchen sein, welche jener Zeitepoche von der göttlichen Vorsehung war zugeschieden worden. Die Aufgabe des Mittelalters war zunächst eine theoretische. Die jugendlichen germanischen Völker sollten das fortsetzen und bis zu einem gewissen Grade der Vollendung entgegenführen, was die Bessern unter den Heiden des Altertums geahnt und was die großen Kirchenväter vor dem Einsturz des Römerreiches begonnen: sie sollten die Wahrheiten der natürlichen Religion und Sittlichkeit und die großen christlichen Gedanken klar und scharf erfassen und begrenzen, in ihrer ganzen Erhabenheit, Tiefe und Bedeutung durchdringen, die sichern Resultate der natürlichen Forschung aus alter, heidnischer Zeit mit den Ergebnissen der Glaubenswissenschaft in harmonische Beziehung setzen und so, aus Bausteinen der Vernunft- und der Glaubenswissenschaft einen machtvollen, einheitlich geordneten Dom menschlicher Erkenntnis auführen, der, ähnlich den gotischen Kathedralen jener Zeit, mit seinen Fundamenten tief in der Erde sich verbarg, aber mit der abschließenden Kreuzesblume in den geheimnisreichen Wolken des Himmels sich verlor.

Wichtiger als die theoretische war die praktische Aufgabe des Mittelalters. Sie bestand, kurz gesagt, darin, die Völker Europas mit dem Geiste des Christentums zu durchdringen. Dabei erscheint die Kirche, wie Paulsen richtig bemerkt, als Kulturinstitut und die Christianisierung der Nationen als Schritt zu ihrer Kultivierung. „Von den Klöstern ist im Mittelalter . . . jede Bereicherung und Verschönerung des Lebens ausgegangen.“¹⁾

Wenn der gelehrte Professor im weitem aber meint, christlich sei das Mittelalter doch nie recht gewesen, da es so viel Lust und Freude und so wenig „Erlösungssehnsucht von der Welt und dem Leben“ zeige, so ist dem Manne das Christentum, sein Geist und seine Unterscheidung von Pflicht und Rat, von gewöhnlichem Tugendleben und evangelischer Vollkommen-

¹⁾ Geschichte des gelehrten Unterrichts (Berlin 1885.) D. Seite 6.

heit nur schlecht oder gar nicht bekannt. Das Christentum ist nicht eine Religion lebensfatter und darum weltflüchtiger, greisenhafter Geister, wie Paulsen wähnt. Solches mag man etwa dem Buddhismus nachreden. Die christliche Religion nimmt den abgelebten Greisen auf, aber lieber sind ihr jugendlich starke Seelen, und der Kampf, den sie entzündet, ist nur gegen das Überwallende und Ungeregelte der niederen Begierde, gegen „Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens“ gerichtet. Ohne daß dadurch das Mittelalter mit dem christlichen Geiste im Widerspruch trat, mußte es daher „gar nicht weltflüchtig und lebensfatt“ sein; „Kampf und Eroberung mit den Waffen und im Handel“ durften „sein Tagewerk, Jagd und Kampfspiel seine Erholung, Macht und Reichtum sein Ziel sein“ — wenn diese Dinge nur nicht sein höchstes und letztes Ziel waren! Höhere Vollkommenheit freilich verzichtet auch auf solche an sich erlaubte Freuden; aber sie betrachtet dieselben nicht als schlecht und weiß, daß zu solcher „Weltflucht“ kein Gebot, sondern nur ein Rat antreibt, zu dessen Erfüllung nicht Selbstucht und Welt Schmerz, sondern opferfreundige Liebe gegen Gott und die Mitmenschen zu bestimmen vermag.

In seiner Freude und Lust ist das Mittelalter in einzelnen Fällen sicherlich oftmals zu weit gegangen. Trotzdem wird man anerkennen müssen, daselbe habe seine praktische Aufgabe verstanden und mit großem Eifer und mit großem Geschick gelöst: sein privates und öffentliches Leben war von christlichem Geiste getragen und durchglüht. Auch seine theoretische Aufgabe, die weltliche Wissenschaft der Vernunft mit der geistigen Wissenschaft des Glaubens zu versöhnen und zu einen, war in hohem Grade gelungen. Von Thomas von Aquin, dem hervorragendsten Geistesriesen des Mittelalters, hat man mit Recht gesagt, er sei ein Mann aller Jahrhunderte.

Die theoretische und praktische Aufgabe des Mittelalters brachte es von selbst mit sich, daß jene Zeit mehr auf den Inhalt als auf die Form zu sehen gewohnt war. An dem, was aus alter Zeit überliefert worden war, galt es, den Gedanken herauszuschälen, ihn an den Grundsätzen der vom Glauben erleuchteten Vernunft zu prüfen und je nach dem Ergebnis dieser Untersuchung weiterzubilden oder zu verwerfen. So blieb im Mittelalter das heidnische Wesen der Alten zurückgedrängt; zurückgedrängt blieb aber auch als Nebensache die Eleganz und die Vollendung der Form, durch welche das Altertum seine Schriftwerke ausgezeichnet hatte. Man studierte damals die Alten, aber nicht, um sie nach ihrer ästhetischen Seite hin zu würdigen oder gar, um sie als Vorbild anzunehmen, sondern um ihre Anschauungen kennen zu lernen. Nach dieser Seite hin (und ohne Zweifel auch nach andern Seiten hin) war also ein Fortschritt über die litterarischen Leistungen des Mittelalters hinaus noch sehr wohl möglich. Eine „Renaissance“ war darum nicht unberechtigt.

Die bessern Schriftsteller der mittlern Zeit haben indes die Form doch nicht ganz vernachlässigt. Sie pflegten dieselbe, wenn auch nicht nach dem Vorbilde der Alten und nicht im höchsten Grade. Die Sprache eines Viktor von Sankt Hugo, eines Bernhard von Clairvaux, eines Bonaventura oder Thomas von Aquin wird uns freilich im höchsten Grade als barbarisch und als verächtliches „Mönchslatein“ erscheinen, wenn wir sie nach den Regeln einer lateinischen Grammatik beurteilen, die aus den Schriften Cäsars oder Ciceros abgeleitet ist. Aber der Maßstab ist unbillig und ungerecht. Man vergißt, daß das Lateinische inzwischen eine ganz gewaltige Wandelung durchgemacht, ganz neue Bildungselemente in großer Fülle aufgenommen hat und auf völlig neuen Boden verpflanzt worden ist. Das Latein der klassischen Zeit und das Latein der großen Scholastiker sind in vieler Hinsicht ganz andere Sprachen und dürfen darum nicht nach derselben Schablone beurteilt werden. Die Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, die Kürze und Genauigkeit der Redewendungen, der logische Fortschritt der Gedankenfolge, bei einzelnen, wie bei Bernhard und Bonaventura, die Anmut und Lieblichkeit der Rede, vielleicht sogar die gleichmäßige Anwendung der grammatischen Formen lassen erkennen, daß dieses mittelalterliche Mönchslatein seine eigentümlichen Schönheiten nicht entbehrt und am Ende gar „klassisch“, d. h. hervorragend schön genannt werden darf, vorausgesetzt, daß man den Ehrentitel der „Klassicität“ nicht bloß den Alten und etwa noch einigen Koryphäen der neuern deutschen Litteratur aufsparen will.¹⁾ Was die mittelalterliche Hymnenpoesie anbetrifft, so behaupten hervorragende Gelehrte, ein „Dies iræ“, ein „Pange lingua“, ein „Stabat mater“ zc. dürfe und müsse zu den hervorragendsten Leistungen der Weltlitteratur gezählt werden.²⁾ Eine Zeit, die an poetischen Leistungen so Hervorragendes aufweist, steht sicherlich auch in ihren prosaischen Hervorbringungen nicht auf dem Standpunkt des Barbaren. Bisher sind freilich die Folianten der Scholastiker selbst für die tonangebenden außerkirchlichen Kreise mit sieben Siegeln verschlossene Bücher gewesen. Die Humanisten und die sog. Reformatoren haben das Ihrige redlich gethan, um diese alten Mönche in Mißkredit zu bringen. Seither kannte man nur mehr die Ausartungen der Scholastik und das gute Alte blieb vergessen oder mit einem Wust von Vorurteilen bedeckt.

¹⁾ Vgl. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts S. 24, 26 u. flgd.

²⁾ „Die Majestät des Dies iræ, die Innigkeit des Salve regina, die weltverachtende Großartigkeit des Cur mundus militat, sind sie in irgend einer Sprache erreicht worden? Oder man nehme die Prosa der Imitatio Christi: kann es ein angemesseneres sprachliches Gewand für diese Betrachtungen und Gebete geben?“ Paulsen, a. a. O. 28. Bekanntlich schrieben um eben jene Zeit die deutschen Mystiker ein ganz vortreffliches Deutsch.

Mit dem ausgehenden Mittelalter nahm die Geringschätzung der Form in sehr vielen Sprachdenkmälern bedeutend zu. Auch inhaltlich trat eine Erschlaffung und eine Bewegung in alten ausgetretenen Geleisen zu Tage. Immer die alten Gedanken, aber immer neue Spitzfindigkeiten — das mußte Überdruß erwecken. Eine Neuerung, ein frischer Luftzug, der den wüsten Sand hinwegfegte und neues Leben weckte, war nützlich, ja notwendig. Da trat die Renaissance d. h. das erneute und vertieftere Studium der Alten in's Leben und gewann, besonders seit der Eroberung Konstantinopels (1553) zunächst in Italien erhöhte Kraft und Bedeutung. Wie Dante einst aus der Antike die Befähigung geschöpft hatte, seiner unsterblichen Dichtung die klassische Form und Gewandung zu geben, so konnte auch jetzt die Litteratur, ja das gesamte Kulturleben der europäischen Völker durch vertieftes und erweitertes Studium der Griechen und Römer neuen Aufschwung gewinnen. Große Hoffnungen und der Glaube an das Aufleuchten eines neuen Zeitalters durften sich an das Auftreten der Renaissance knüpfen. Weil sie einem wahren Bedürfnisse der Zeit zu entsprechen schien und ein fruchtbares Korn der Wahrheit enthielt, deshalb rief sie beim Ausgang des Mittelalters eine so allgemeine und eine so tiefgehende Bewegung der Geister hervor.

Lehrerbefoldungen in Unterwalden.

(Von F. Ackermann, Seminarlehrer, Schwyz.)

Der treffliche Bericht über die Schulen Obwaldens von Hochw. Hrn. Schulinspektor Omlin in Sachseln hat in vielfacher Weise die Aufmerksamkeit auf die Schulen Unterwaldens gelenkt. Wir freuen uns von Herzen des vielen Rühmenswerten. Aber gestehen wir es offen: wir haben noch manches auszubessern.

Hochw. Hr. Omlin beklagt lebhaft, daß die Ausbildung des Lehrers, seine entferntere und nähere Vorbereitung auf die Schule notwendig Schaden leiden müsse, wenn der Lehrer „zu viele Nebenverdienste anstrebt und zu vielen Nebengeschäften nachgeht.“ Damit berührt der Hochw. Hr. Schulinspektor einen wunden Punkt.

Was anders zwingt den geplagten Schulmeister zu einem bescheidenen Nebenverdienstchen als seine Befoldung? Der Jahresgehalt der Obwaldnerischen Lehrerschaft schwankt zwischen 800—1400 Fr. Nehmen wir eine Durchschnittsquote von 1050 Fr. an, so trifft es dem Lehrer kaum 20 Fr. auf die Woche, also weit weniger, als ein braver Tagelöhner oder gar ein Handwerker Lohn beansprucht. Muß nun dieser Lehrer eine Familie von 5—6 Gliedern ernähren, so soll er mit 60—50 Cts. per Kopf für Kleidung, Kost und oft sogar Wohnung auskommen.